

# **DIALEKT UND STANDARD IM MEDIENZEITALTER**

**HEINRICH LÖFFLER**

REDE ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES  
KONRAD-DUDEN-PREISES DER STADT MANNHEIM  
AM 15. MÄRZ 2006

LAUDATIO VON

**CATHRINE FABRICIUS-HANSEN**

**DUDENVERLAG**

Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

LAUDATIO AUF HEINRICH LÖFFLER

SEHR VEREHRTE FRAU ERSTE BÜRGERMEISTERIN,  
LIEBER HEINRICH LÖFFLER,  
LIEBE KOLLEGINNEN UND KOLLEGEN,  
MEINE DAMEN UND HERREN!

Es ist mir eine große Ehre und Freude, die Laudatio auf den diesjährigen Konrad-Duden-Preisträger, Professor Emeritus Dr. Heinrich Löffler, halten zu dürfen. Heinrich Löffler genießt als hervorragende Kapazität auf den Gebieten der Namenforschung, der Sozio- und Dialektologie und der linguistischen Medienwissenschaft unter in- und ausländischen Germanisten hohes Ansehen. Seine Leistungen in der germanistischen Forschung und Lehre und in der daraus entspringenden Öffentlichkeitsarbeit dürften in der Tat dem Preisgericht die Aufgabe außerordentlich leicht gemacht haben. Nun entspricht die Zeit, die mir für meine Aufgabe zur Verfügung steht, leider in keiner Weise dem Umfang der Verdienste, von denen ich Ihnen ein Bild vermitteln soll. Deshalb muss ich mich auf das absolut Wesentliche beschränken – und so fange ich mit einem Zitat an, das genau das leistet:

*Aus kleinsten Verhältnissen kam er, Pfarrer sollte er werden, darum durfte er auch aufs Gymnasium nach Konstanz. Er hat einen anderen Weg eingeschlagen, aber diesen Weg von unten hat er nie vergessen. Nie hat man ihm angemerkt, welche herausragende wissenschaftliche und organisatorische Spitzenstellung er innerhalb seines Faches innehat. Wenn er die große Bühne*

*betrtritt, dann tut er das nicht, weil er glänzen will, sondern weil man ihn gerufen hat. Zögernd, fast holprig beginnen seine Sätze, wenn er irgendwo das Wort ergreift, so, als wolle er sich zunächst vergewissern, dass niemand etwas dagegen hat, dass er jetzt redet. Diese Bescheidenheit ist konstituierend für sein gesamtes Verhalten: Er hat sich nie um ein Amt gedrängt und hat so viele bekommen und ausgefüllt, immer mit eigener Meinung, selbst denkend und an der Sache orientiert agierend, nie Trends hinterherlaufend, sondern sich selbst setzend, z. B. als er in den 70er Jahren als Erster das Thema »Dialekt und Sprachbarriere« aufgriff oder als einer der Ersten die Ironie unter linguistischen Aspekten beschrieb.*

Diese Charakterisierung entstammt dem von Werner König verfassten Vorwort zu einem Band ausgewählter Schriften Heinrich Löfflers, der zu dessen fünfundsiebzehnter Geburtstagsfeier von Werner König, Angelo Garovi, Suzanne de Roche und Willy Elmer herausgegeben wurde.<sup>1</sup> Das Zitat vermittelt einen sehr präzisen Eindruck von dem Preisträger, so wie ich ihn selber im beruflichen Zusammenhang kennengelernt habe. Ich kann nur bedauern, dass ich ihn nicht auch aus anderen Zusammenhängen kenne, – nicht zuletzt seitdem ich erfahren habe, dass er letzten Sommer auf dem Bodensee (er wohnt seit ein paar Jahren mit seiner Gattin Suzanne de Roche in Romanshorn am Bodensee) die Segelprüfung und auf dem Rhein in Basel eine entsprechende Prüfung für Motorboote abgelegt hat und seit einem Jahr auch noch ausgiebig das Rollerskating dem Bodenseeufer entlang praktiziert. So wird deutlich: Der Privatmensch Heinrich Löffler schlägt genau wie die Fachperson gern neue Wege ein – und fasst in dem neuen Land schnell Fuß. Den Erkenntnisdrang sowie die Begabung und die Ausdauer, die zu dessen Befriedigung erforderlich sind, hat der Preisträger offensichtlich seinen Kindern vererbt: Der 38-jährige Sohn Wolfgang, Doktor der Naturwissenschaften, ist Astrophysiker und arbeitet in der Informatik-Branche; die um ein Jahr jüngere Tochter Jutta,

Doktor der Medizin, ist in einem Forschungslabor der Rockefeller-Universität tätig.

Zur Textsorte Laudatio gehört als sinnvoller und notwendiger Bestandteil eine Beschreibung des akademischen Werdegangs des Preisträgers: Heinrich Löffler wurde am 19. November 1938 in Engen im Kreis Konstanz geboren. Er fasste schon im Alter von 7 Jahren Interesse für Latein, bekam vom örtlichen Vikar Lateinstunden und besuchte ab der fünften Klasse, als »Zögling« des bischöflichen Knabenkonvikts, das Suso-Gymnasium in Konstanz. Hier kamen Französisch, Griechisch, Englisch und Hebräisch als Fremdsprachen zum Latein hinzu. Kein Wunder also, dass der Preisträger sich nach dem Abitur (1957) und nach einem dreimestrigen Um- oder Irrweg über die Theologie am Ende für ein philologisch ausgerichtetes Studium entschied: Hauptfach Deutsch, Nebenfächer Latein und Philosophie. Das Studium an der Universität in Freiburg im Breisgau wurde 1966 mit Staatsexamen und Promotion über ein namenkundliches Thema abgeschlossen. Seine erste Stelle hatte Heinrich Löffler am Deutschen Historischen Institut in Rom, danach war er Assistent und Akademischer Rat am Deutschen Seminar in Freiburg i. Br. Dort habilitierte er sich 1974 als Mitarbeiter des von Friedrich Maurer geleiteten Projekts zur Südwestdeutschen Sprachgeschichte, und zwar mit dem theoretischen Teil zum »Historisch-südwestdeutschen Sprachatlas«. Noch während des Habilverfahrens wurde er nach Basel berufen, wo er von 1975 bis zu seiner Emeritierung 2004 – dreißig Jahre lang – den Lehrstuhl für Germanistische Linguistik innehatte.

Diese trockenen Daten bilden das Gerüst, um das sich die Blüten einer beeindruckend reichen Karriere ranken.

Die späten 60er- und die 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts

waren turbulente Jahre in der germanistischen Sprachwissenschaft (und der Germanistik überhaupt) – eine Zeit, in der neuere linguistische Theorien in mehreren Wellen (Strukturalismus, generative Transformationsgrammatik, »pragmatische Wende«) mit voller Wucht über die Bundesrepublik hereinbrachen, traditionelle historisch-philologisch ausgerichtete Studieninhalte wegschwemmen und althergebrachte Fachstrukturen zerschlugen. Verbarrikadierung oder Umorientierung – das waren die Alternativen, denen die in der alten Tradition ausgebildeten Dozenten gegenüberstanden. Heinrich Löffler wählte – selbstverständlich – den zweiten Weg, indem er sich schon 1970 (u.a. zusammen mit dem Konrad-Duden-Preisträger des Jahres 2002, Professor Emeritus Hans-Werner Eroms) bei einem Intensivkurs am Institut für Deutsche Sprache in die Geheimnisse der neuen Linguistik hatte einweihen lassen. Und so war er, wie er es selber mit der ihm eigenen unterschweligen Ironie ausgedrückt hat, »in Basel der Prophet der neuen Linguistik«. Er bestritt das Fach Germanistische Linguistik, einschließlich der Mediävistik, die ersten 15 Jahre seiner Amtszeit in der Praxis praktisch alleine und hat während dieser Zeit kaum einmal das Thema einer Lehrveranstaltung wiederholt. Von 1985 bis 1987 war er Dekan der Philosophischen Fakultät. Er hat in dieser Periode den neuen Studiengang »Kommunikations- und Medienwissenschaften« etabliert und ist Mitbegründer des seit 2002 bestehenden Instituts für Medienwissenschaften, dem diese von Anfang an sehr beliebte Studienrichtung heute zugeordnet ist.

Als Koordinator der Medienwissenschaften wurde Heinrich Löffler von der Universität in die Stiftung Kabelnetz Basel delegiert, deren Ausschuss unter seinem Vorsitz den ersten und bis heute einzigen erfolgreichen Lokalsender in der Schweiz, »Telebasel«, auf die Beine stellte. Er ist bis heute Vorsitzender des Verwaltungsrats dieses Senders geblieben.

Der Preisträger hat wichtige Ehrenämter inne(gehabt), die von dem großen Vertrauen zeugen, das ihm auch die Fachwelt entgegenbringt: Er trat 1988 dem Kuratorium des Instituts für Deutsche Sprache bei und war nach der Reorganisierung des Instituts von 1998 bis 2002 Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats. Seit 2003 ist er Mitglied des Senatsausschusses der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz.

Die Forschungstätigkeit des Preisträgers deckt, seiner Lehrtätigkeit entsprechend, mit den Hauptarbeitsgebieten Namenforschung, Sprachgeschichte, Mundartforschung, Soziolinguistik, Stadtsprachenforschung, Medien- und Gesprächslinguistik ein außerordentlich breites Themenspektrum ab. Und zwar handelt es sich um Themenbereiche, die auch die Öffentlichkeit ansprechen und deren Verständnis für die Daseinsberechtigung der Sprachwissenschaft erhöht – wie der Preisträger durch seine eigene nach außen gerichtete Tätigkeit ein gutes und leider noch zu seltenes Beispiel dafür abgibt, dass Linguisten auch im »praktischen Leben« anwendbar sind.

Auf allen einschlägigen Gebieten hat der Preisträger Bleibendes publiziert: Wegweisende Aufsätze wie *Mundart als Sprachbarriere* (1972; wieder abgedruckt 1985), *Gewinner und Verlierer(-Sprache)*. *Beobachtungen an kontrovers geführten (Fernseh-)Gesprächen* (1984), *Sind Sozioklekte neue Dialekte? Zum Aufgabenfeld einer nachsoziolinguistischen Dialektologie* (1986), *Die Renaissance der Regionalsprachen im grenzenlosen Europa: Eine Herausforderung an Schule und Öffentlichkeit* (1991), *Kommunikation am Arbeitsplatz. Ein multimediales hochinteraktives Lernprogramm* (1995), *Dialekt und regionale Identität – Neue Aufgaben für die Dialektforschung* (1998), *Sprachliche Fehlleistungen von Schülern als geographisches Schicksal? Zur Idee einer gesamtdeutschen Fehlergeographie* (2003); Standardwerke wie die Monografien *Germanistische Soziolinguistik* (1985, 1994, 2005), *Linguistische*

*Grundlagen. Eine Einführung unter besonderer Berücksichtigung Schweizer Verhältnisse* (1991, 1998), *Dialektologie. Eine Einführung* (2003), *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland* (zus. mit Ulrich Ammon, Hans Moser u. a.; 2004); Beiträge zu einer stattlichen Reihe großer internationaler Handbücher – zur Soziolinguistik (1987 und 2005), *Dialoganalyse* (1994), *Kontaktlinguistik* (1997), *Namenforschung* (1996–1997), *Sprachgeschichte* (2000–2003) und *Medienwissenschaft* (2002).

Zwischendurch sind auch immer wieder Beiträge erschienen, die thematisch etwas aus der Reihe tanzen oder am Rande der Hauptgebiete liegen: Reflexionen über *Die sprachliche Ironie*, über *De[n] Talkmeister als moderne[n] Sokrates*, über das Verhältnis zwischen *Deutsch und Latein* und *Sprachliche Evergreens in der deutschen Bibel* und anderes mehr. Schöne Kostproben von Heinrich Löfflers facettenreicher Forschungstätigkeit bietet der eingangs erwähnte, 2004 herausgegebene Band ausgewählter Schriften *Sprachforschung im Grenzgebiet*.

Die wissenschaftliche Produktion des Preisträgers beeindruckt nicht nur durch ihre Vielseitigkeit und Qualität, sondern auch durch ihre Quantität: Heinrich Löffler ist Autor oder Mitautor von mehr als 10 selbstständigen Schriften oder größeren Teilschriften, über 100 wissenschaftlichen Aufsätzen, 70 kleineren Beiträgen und über 100 Rezensionen und (Mit)herausgeber von 3 Zeitschriften und knapp 10 selbstständigen Werken; darunter befindet sich nicht zuletzt das 1995–1996 erschienene zwei-bändige *Internationale Handbuch der Onomastik* (Namenforschung).

Ein Teil der Publikationen ist im Rahmen größerer Projekte – *Südwestdeutscher Sprachatlas* (1970–78), *Dialekt - Hochsprache/kontrastiv* (1975–81), *Kommunikation am Arbeitsplatz* (1993–96), *The future communi-*

*cations user* (europäisches Projekt, 1993–97), *Stadtsprache – Sprachen in der Stadt am Beispiel Basels* (1995–99), *Variantenwörterbuch der deutschen Sprache* (1998–2004) – entstanden, die Heinrich Löffler teils alleine, teils in Kooperation mit anderen geleitet hat und aus denen auch eine Reihe von Dissertationen entstanden ist. Auch als sog. »Drittmittleinwerber« und als Nachwuchsförderer hat er mithin in der Praxis mehr als einen Lehrstuhl ausgefüllt.

Als Auslandsgermanistin, deren Forschungsschwerpunkte in der Grammatik und Semantik liegen, bin ich weitgehend auf anderen Forschungspfaden gewandert als der Preisträger. Mit seinen Schriften bin ich deshalb nicht so sehr als aktiv beteiligte Expertin wie als »Verbraucherin« vertraut: Ich habe sie genutzt, um mich konzentriert und zuverlässig auf einschlägigen, mir ferner liegenden Gebieten zu orientieren, sei es zur eigenen Weiterbildung oder im Zusammenhang mit Lehrveranstaltungen. Die Lektüre hat sich immer gelohnt. Und die Preisverleihung ist mir ein willkommener Anlass gewesen, meinen linguistisch-germanistischen Horizont zusätzlich zu erweitern.

Direkt gekreuzt haben sich unsere Wege zuerst Anfang der Achtzigerjahre auf den Lunder Symposien zur »Sprache und Pragmatik«, die von Inger Rosengren, jetzt emeritierte Professorin für deutsche Sprache an der Universität Lund, organisiert wurden. Aber erst als Mitglied des Kuratoriums bzw. Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für Deutsche Sprache habe ich ihn etwas besser kennen- und dabei auch sein organisatorisches und diplomatisches Talent schätzen gelernt. Einem solchen Gremium – der Wissenschaftliche Beirat bestand in Heinrich Löfflers Amtsperiode als Vorsitzender (1998–2002) aus acht »inlandsgermanistischen« Professoren und einer »auslandsgermanistischen« Professorin – vorzusitzen, ist, wie Sie sich denken können, keine einfache Aufgabe. Der Preis-

träger hat sein Amt in vorbildlicher Weise ausgeübt: mit klaren Zielen und zugleich mit diskursiver, sokratischer Offenheit, mit leisem, beschwichtigendem Humor, mit unerschütterlicher Freundlichkeit, Fairness und Geduld.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen kann ich mich, wie schon erwähnt, der eingangs zitierten Aussage voll anschließen:

*Wenn er die große Bühne betritt, dann tut er das nicht, weil er glänzen will, sondern weil man ihn gerufen hat. Zögernd, fast holprig beginnen seine Sätze, wenn er irgendwo das Wort ergreift, so, als wolle er sich zunächst vergewissern, dass niemand etwas dagegen hat, dass er jetzt redet. Diese Bescheidenheit ist konstituierend für sein gesamtes Verhalten.*

Meine Damen und Herren, jemand hat gesagt: »Bescheidenheit ist wie ein Ausrufezeichen in Klammern: Sie fällt auf.« Freuen wir uns, dass Heinrich Löffler dem Preisgericht aufgefallen ist – der Preis hat mit ihm einen würdigen Träger gefunden.

Lieber Herr Löffler, ich gratuliere Ihnen – auch im Namen unserer beider Fachkolleginnen und -kollegen – ganz, ganz herzlich zu der wohlverdienten Ehrung, die Ihnen mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim zuteilgeworden ist!

CATHRINE FABRICIUS-HANSEN

1 Löffler, Heinrich (2004): *Sprachforschung im Grenzbereich. Ausgewählte Schriften*. Hrsg. von Werner König, Angelo Garovi, Suzanne de Roche und Willy Elmer. Tübingen/Basel: Francke Verlag.

**REDE ANLÄSSLICH DER PREISVERLEIHUNG**

SEHR GEEHRTE FRAU ERSTE BÜRGERMEISTERIN,  
LIEBE FRAU FABRICIUS-HANSEN,  
LIEBE KOLLEGINNEN UND KOLLEGEN,  
VEREHRTE ANWESENDE!

# DIALEKT UND STANDARD IM MEDIENZEITALTER

HEINRICH LÖFFLER

Zunächst möchte ich mich ganz herzlich bedanken für die freundliche Einführung und für die Laudatio. Sie haben es mir nicht ganz leicht gemacht, nun die rechten Worte zu finden.

Danken möchte ich auch allen, die mit dazu beigetragen haben, dass diese hohe Ehre des Konrad-Duden-Preises mir ganz unerwartet zufiel: dem Preisgericht, dann der Stadt Mannheim und den Mitgliedern des Gemeinderates, insbesondere auch dem Dudenverlag.

Die heutige deutsche Standard-Sprache ist historisch gesehen eine Art Kunstprodukt und nicht wie andere Nationalsprachen aus einem führenden Dialekt entstanden. Sie ist das Ergebnis eines jahrhundertelangen Wettstreits einerseits mit dem Latein, und auf der anderen Seite mit den regionalen Dialekten. Bis ins späte Mittelalter war die Kultur- und Bildungssprache überall in Europa das Latein gewesen. Die Volkssprache daneben bestand aus vielen landschaftlichen Dialekten. Allerdings wussten schon die althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichter, dass ihr Dialekt Teil einer Sprache war, die man das Deutsche nannte, auch

wenn es davon keine Standardvariante gab.<sup>1</sup> Wer wie z. B. die mittelalterlichen Volksprediger überall verstanden werden wollte, musste sich in Dialekten auskennen. Dialektkenntnis scheint auch sonst zur höheren Allgemeinbildung gehört zu haben. In einem Erziehungsbuch aus dem Jahre 1300 listet der Franke Hugo von Trimberg die Merkmale der damals gängigen Dialekte auf: »Jede Gegend hat ihre eigenen Bräuche in Bezug auf Sprache, Maße und Kleidung. Die Schwaben ›spalten‹ ihre Wörter, die Franken ›falten‹ sie zusammen, – heute würden wir sagen: die Schwaben diphthongieren, die Franken monophthongieren –, die Bayern ›zerren‹ sie auseinander, die Thüringer ›sperrn‹ sie auf, die Sachsen ›verziehen‹ sie und die Rheinländer ›quetschen‹ sie, die Wetterauer ›würgen‹ usw. Nur die Böhmen, Ungarn und Lombarten hauen nicht mit tiutschen barten.« Die sprechen kein Deutsch.<sup>2</sup> Es fällt bei dieser Kennzeichnung auf, dass eigentlich alle Dialekte schlecht wegkommen. Auffallend auch, dass nicht die Dialekte schlecht tönen, sondern ihre Sprecher. Es sind die Schwaben, die Franken und Thüringer, die da würgen und spalten.

Mit dem Buchdruck und den dadurch möglichen ersten überregionalen Massenmedien entwickelten sich zwar großräumigere Drucker-Sprachen. Diese waren jedoch noch weit entfernt von einem Einheitsdeutsch. Die Lutherbibel brauchte in Süddeutschland ein Wörterverzeichnis als Lesehilfe. Die Leute sprachen immer noch so, wie es an ihrem Ort und in ihrer Gegend üblich war. Dies galt insbesondere in den altgläubigen Gebieten, wo man weiterhin am Latein als Kirchen- und Bildungssprache festhielt.

So hat noch im Jahre 1731 ein gewisser kirchenkämpferischer Georg Litzel festgestellt: »Die Catholiken sind darinnen unglücklich, dass sie meistentheils in solchen Landschaften gezeugt werden, worinnen eine raue Sprache in Gebrauch ist.« Andere drückten es weniger vornehm aus und

nannten die Versuche aus dem Volke, sich der neuen Schriftsprache anzunähern, »*cacographia vulgaris*«<sup>3</sup>.

Dabei war die neue Schriftsprache grammatisch und dem Wortschatz nach eigentlich aus den süddeutschen Dialekten hervorgegangen. Die Deutschen im Norden mussten bald feststellen, dass ihr heimisches Platt dem Niederländischen oder gar Englischen näherstand als dem neuen Deutschen. Sie mussten das neue Schriftdeutsch wie eine Fremdsprache lernen. Diese neue Sprache gebrauchten sie dann auch bald in der Kirche, auf der Kanzel und in den Schulen. Man »sprach« auch nach der (neuen) Schrift. Seitdem haben die Norddeutschen im Sprechen der neuen Standardsprache gegenüber dem Süden einen beträchtlichen Vorsprung.

Was man von den süddeutschen Dialekten aus der damaligen Zeit weiß, stammt meistens aus der Feder von reisenden Norddeutschen, die sich über die so genannten »Provinzialismen« des Südens ein wenig lustig machten.<sup>4</sup> Doch eher »fertig lustig« war es im Jahre 1750 für den norddeutschen Dichter-Star Friedrich Klopstock auf seiner Reise von Hannover nach Zürich, als er in Ulm erschrocken feststellen musste, dass er das Schwäbische der Ulmer Mädchen nicht verstand, obwohl sie doch so hübsch waren. Er befürchtete, dass dieses Nichtverstehen auch bei den Züricherinnen der Fall sein könnte. Es war dann aber zu seiner Freude nicht so – im Gegenteil. Der junge Poet aus Norddeutschland und die Züricherinnen verstanden sich nur allzu gut – wenn auch hauptsächlich nonverbal. Das gefiel wiederum dem pietistischen Gastgeber und Mentor Johann Jakob Bodmer in Zürich nicht, und die Gastfreundschaft fand bald ein Ende.<sup>5</sup>

Probleme mit dem eigenen Dialekt hatten unsere süddeutschen Klassiker. Goethe schrieb zwar in *Dichtung und Wahrheit*: »*Jede Provinz*

liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft«<sup>6</sup>. Als Frankfurter Jus-Student ging er dann aber doch sicherheitshalber für ganze fünf Semester (von Oktober 1766 bis August 1768) nach Leipzig, um dort unter anderem das richtige Deutsch zu lernen. Aus heutiger Sicht erscheint dieser Schritt doch etwas merkwürdig. Die Sachsen unter uns mögen mir diese Bemerkung verzeihen. Es waren die so genannt besseren Kreise dort im »Meißnischen«, welche sich in ihren Zirkeln der neuen Konversationssprache befleißigten.<sup>7</sup> Von »Klein-Paris« ist denn auch bei Goethe die Rede. Der junge Martin Wieland, Zeitgenosse Goethes aus Biberach an der Riss in Oberschwaben, hielt sich vermutlich aus demselben Grunde in Leipzig auf und stellte einmal enttäuscht oder voller Genugtuung fest, dass die gewöhnlichen Leute dort ja genauso wie die Schwaben einen lokalen Dialekt sprächen.<sup>8</sup>

Ebenfalls um eine einheitliche, dialektfreie Aussprache bemüht waren im 18. Jahrhundert insbesondere auch die deutschen Bühnen. Vorbildlich hierbei war die Schauspieltruppe von Konrad Eckhof. Diese war 1750 in Schwerin gegründet worden und ist im Jahre 1778 nach Eckhofs Tod dann ans Mannheimer Nationaltheater gezogen.<sup>9</sup> Mannheim war also damals Ausgangspunkt der Normierung des Bühnen-Deutschen. Maßgebend dabei war allerdings die norddeutsche Aussprache, da die Norddeutschen darin die längere Erfahrung hatten. Auch bei der endgültigen Festlegung der Bühnensprache durch die so genannte Siebs-Kommission vor hundert Jahren galt im Zweifel immer noch das norddeutsche Vorbild. Deshalb tönen in den Ohren der Süddeutschen alle Norddeutschen heute noch so, als seien sie ausgebildete Schauspieler.

Allgemein verbindlich wurde das neue Deutsch im 19. Jahrhundert nur in der Form als Schriftsprache. Die Schüler sollten überall nach dieser Sprache lesen und schreiben und auch sprechen lernen. Im Süden

blieb es vorerst beim »Lesen« nach der Schrift. Vorbild für den guten Aufsatz waren übrigens die Prosaschriften Schillers<sup>10</sup>. Mit der Fixierung der Orthografie und der Festlegung der Aussprache war der Prozess der Entstehung der deutschen Standardsprache vorläufig abgeschlossen. Das war nicht ganz zufällig kurz nach der deutschen Reichsgründung.

Die Dialekte, ehemals Kennzeichen der deutschen Sprachvielfalt, waren von da an in Nischen und in südliche und andere Rand-Regionen abgedrängt – zumindest in der Wahrnehmung der Sprach-Eliten. Die Gefahr des Rückfalls in regionale Idiome schien gebannt, weil diese in der Bildungswelt nach wie vor geächtet blieben.

Es war aber statthaft, dass die Sprachforscher sich von jetzt an wieder vermehrt den Dialekten zuwandten, um sie durch Sammeln vor dem Vergessen zu retten oder – ein linguistischer Grund –, um an ihnen, sozusagen an unverderbtem Material, die Wirksamkeit der natürlichen Sprachgesetze zu studieren.

Kurz nach der Reichsgründung verschickte Georg Wenker zunächst in Preußen, dann an über 50 000 Gemeinden und Pfarreien einen Fragebogen mit 40 Muster-Sätzen, welche die Lehrer und Pfarrer zusammen mit den Schülern des Ortes in ihre Mundart übersetzen sollten. Diese ausgefüllten Bogen lagern seitdem in Marburg und sind bis heute nie vollständig ausgewertet worden, zuletzt in einer Auswahl von 5000 Stück (Ortspunkten), also zehn Prozent des vorhandenen Materials.<sup>11</sup> In der Zwischenzeit ist auch nicht mehr ganz klar, was man mit diesem riesigen Material hatte machen wollen.

Die Schweiz hatte ihre »Reichsgründung« schon etwas früher erfahren. Bereits im Jahre 1848 hatte sie eine neue Verfassung erhalten und

sich darangemacht, eine nationale Identität aufzubauen. Im Gegensatz zum Deutschen Reich ließ sich diese in der Schweiz nicht durch die Teilhabe am Hochdeutschen begründen. Gefragt war die Besinnung auf das Eigene. Deshalb erging in der Deutschschweiz ein landesweiter Aufruf, die eigenen sprachlichen Wurzeln zu sammeln, damit diese in einem Wörterbuch, genannt »Idiotikon«, dokumentiert werden könnten. Nach über 125 Jahren ist man heute beim Buchstaben »W« angelangt, und es sieht nicht danach aus, als möchte man bald damit fertigwerden. Vielleicht geht es gar nicht um das endgültige Produkt, sondern um den dauernden Prozess der symbolischen Identitätsfindung und -sicherung mithilfe eines historischen Mundartwörterbuches.

Dialektforscher waren zu jener Zeit oft forschende und philosophierende Gymnasiallehrer, oftmals weit gereist und keine Stubenhocker. Manche Grunderkenntnisse der Sprachtheorie gehen auf sie zurück. Ja einer von ihnen hat sogar – im Nachhinein gesehen – die Welt verändert. Der Schweizer Jost Winteler war von 1884–1914 Deutsch-, Latein-, Griechisch-, Geschichts- und Philosophielehrer an der Kantonsschule (Gymnasium) in Aarau. Mit seiner Dissertation über die »Kerenzer Mundart« (1876) und mit »Wintelers Gesetz«<sup>12</sup> gilt er als Begründer der modernen Phonetik, damals naturwissenschaftlich »Lautphysiologie« genannt. Weniger bekannt ist, dass dieser Jost Winteler einen nachmals berühmten Schüler hatte, der im Hause Winteler sogar Familienanschluss genoss. Dieser bezeichnete später seinen Lehrer als wissenschaftliches und philosophisches Vorbild, das ihm den weiteren Lebensweg gewiesen habe. Der Aarauer Schüler hieß Albert Einstein.<sup>13</sup>

Aber zurück zur damaligen Dialektforschung. Man wollte dem Kunstprodukt Standardsprache auf der einen die richtigen, eigentlichen und natürlichen Dialekte auf der anderen Seite gegenüberstellen – als

unverderbte Vorfahren. Die Dialektsprecher und -sprecherinnen waren die Datenlieferanten. Auch sie mussten echt sein, aus dem Ort stammen, möglichst bodenständig sein und nicht durch allzu viele Reisen abgelenkt. Diese Richtung prägte die Dialektforschung eigentlich bis heute. Man ist gerade dabei, mit modernen Methoden die letzten Lücken bei der flächendeckenden Beschreibung der deutschen Dialekte zu schließen. An mehreren Forschungszentren haben sich dabei wahre »linguistic valleys« entwickelt.

Die Soziolinguistik der Sechzigerjahre brachte eine Veränderung, indem man neben der Sprache auch ihre Sprecher und Sprecherinnen ins Visier nahm. »Sprache und Gesellschaft« hieß das neue Thema. Man diagnostizierte bei der Unterschicht eine Sprachbarriere. Die defekte und restringierte Sprache der Unterschicht hindere die Kinder am Schul- und Berufserfolg. Sogleich tauchte die Frage auf, ob die Dialekte auch restringiert seien. Das Schlagwort »Dialekt als Sprachbarriere« machte die Runde. Nicht nur die Zugehörigkeit zur Unterschicht hindere am Schulerfolg, sondern auch die Herkunft aus einem Dialektgebiet.

Wir wollten damals den benachteiligten Dialekt sprechenden Schülern helfen, indem wir ihren Lehrern zeigten, dass Dialekt als Muttersprache zwar eine Barriere, aber auch eine Chance darstelle. Dialektsprecher lernten früh, in der eigenen Sprache flexibel zu sein, zu übersetzen – müssten aber dafür einen höheren Einsatz leisten, der immer wieder zu dummen Fehlern führe.<sup>14</sup>

Wir haben damals auch angefangen, einen deutschen Fehleratlas zu erstellen. Aus Tausenden von Schülerheften von überall her haben wir Fehler exzerpiert und sortiert und auf Karten übertragen. Schon die Kartenentwürfe zeigten das Ergebnis: Es gibt so etwas wie ein fehlergeogra-

fisches Schicksal. In Abwandlung des Goethezitats könnte man sagen: *»Jede Gegend hat ihren Dialekt, aus dem der Schüler seine Fehler schöpft.«* Der grammatische Vergleich der einzelnen Dialekte mit der Hochsprache konnte zeigen, welche Fehler eigentlich passieren müssen. Diesen bodenverhafteten Fehlern könne man indessen mit Begabung und besonderer Anstrengung entkommen. Der Fehleratlas ist dann aber nicht fertig geworden, weil die flächendeckende Datenbeschaffung immer schwieriger wurde. Nicht alle Länder heben die Diktat- und Aufsatzhefte jahrelang im Schularchiv auf wie Bayern und Baden-Württemberg.<sup>15</sup>

Mit der Sprachbarrieren-Diskussion waren Standard und Dialekt heftig aufeinandergestoßen. Damit war der Zeitpunkt gekommen, sich nun auch den großen Schmelztiegeln von Standard und Dialekten, nämlich den Städten und Agglomerationen zuzuwenden. Die herkömmliche Fragebogen-Mundartforschung hatte mit ihren Fragen um die Städte einen Bogen gemacht. Standard und Dialekt vermischen sich dort zu einem undefinierbaren Konglomerat, das man mit herkömmlichen Mustern nicht beschreiben konnte. Man bezeichnete die Stadtsprache etwas abschätzig als »Halbmundart« oder »Umgangssprache«, die nicht in das Raster »richtiges Deutsch – richtiger Dialekt« passte. Man hatte so einen Grund, sich nicht damit befassen zu müssen. Auch für die Sprachbarrieren-Problematik war die städtische Umgangssprache zunächst nicht interessant. Ich hatte einmal geschrieben, dass Stadtdialekte großer Städte – ich dachte an Stuttgart oder München – für Schüler keine Sprachbarriere darstellten, weil der Dialekt ja vom Prestige der Stadt zehre und nicht verachtet würde. Da bekam ich einen Brief aus Dresden, damals noch DDR, in dem stand, es gebe sehr wohl große Städte mit markantem Dialekt, der keineswegs von städtischem Prestige zehre und wo die Leute sich deshalb bemühten, diesen Dialekt gegenüber anderen tunlichst zu vermeiden.

Die Sprachwissenschaft hatte sich in der Zwischenzeit mithilfe der Variationslinguistik und auch der Ethnolinguistik methodisch gerüstet, um sich auf das Abenteuer Stadt einzulassen.

So sind in den Achtzigerjahren Forscher vom Institut für Deutsche Sprache in die Quartiere und Gassen von Mannheim ausgeschwärmt, um der Stadtsprache überhaupt und dem »Mannemerischen« im Besonderen auf den Grund zu gehen. Als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats durfte ich damals das Projekt begleiten. Am Ende ist ein vierbändiges Werk herausgekommen mit dem Titel »Kommunikation in der Stadt«<sup>16</sup>. Alles war viel komplizierter, als man sich das vorgestellt hatte. In einer Stadt wie Mannheim gab und gibt es die unterschiedlichsten »Welten« und alles an sprachlichen Möglichkeiten zwischen Hochdeutsch und Mannemerisch und vielem dazwischen, von den fremden Sprachen gar nicht zu reden. Die Frage war: Wer spricht wann und wo / mit wem warum gerade so?<sup>17</sup> Nur ein Detail sei erwähnt: Stadtdialekt oder auch nur Anklänge davon dienen im Umgang mit Behörden zur »sozialen Symbolisierung« nach der Art: *»Wen glauben Sie eigentlich, dass Sie vor sich haben – Sie, Herr Beamter ...!«* Auch in umgekehrter Richtung können sich Beamte und Politiker mit lokalem Zungenschlag sozial symbolisieren: *»Ich bin auch einer von euch und weiß, was euch bewegt – und sollte ich im Fernsehen landesweit Statements auf Hochdeutsch abgeben müssen, so bleibe ich immer noch einer von euch.«*

Zur gleichen Zeit machten sich in Ost- und Westberlin Forscher an die Stadtsprache Berlins.<sup>18</sup> Auch dort wurden nicht nur Spuren des alten Berlinisch entdeckt, das vom Hochdeutschen in Steglitz und Dahlem nur zugedeckt war. Im Osten diente und dient bis heute das Berlinische ebenfalls zur »sozialen Symbolisierung«, vor der Wende, um zu zeigen: *»Wir sind Hauptstädter und keine Sachsen«* – ich vereinfache etwas –,

und danach, um zu zeigen: *»Wir sind zwar keine Westberliner – aber wir sind auch Berliner.«*

Hauptthema war nicht mehr die grammatische und phonetische Beschreibung der Stadtdialekte. Jetzt ging es um die Verschränkung der Dialekte mit der Standardsprache und was man mit den so entstehenden Variationen ausdrücken und bewirken kann. Um das zu dokumentieren, musste man allerdings alle Register der linguistischen Beschreibungskunst ziehen.

Dialekte sind jetzt nicht mehr sprachliche Auslaufmodelle oder Hindernisse für Provinzler beim schulischen und beruflichen Fortkommen oder allenfalls Anlass zu allgemeinem Gaudi. Dialekte und Dialektfärbungen treten in den Städten auf als zusätzliche urbane Sprach-Register – ganz und gar nicht zum Schaden der Betroffenen, sondern im Gegenteil zum kommunikativen Nutzen.

Angeregt durch Mannheim und Berlin haben wir auch in Basel ein Stadtsprachenprojekt durchgeführt.<sup>19</sup> Während dreier Jahre standen dort dieselben 80 Personen zur Verfügung, so dass ihr städtisch-urbanes Sprachverhalten kontinuierlich untersucht werden konnte. In Basel war wiederum alles etwas anders. Die Stadt bildet auf kleinstem Raum einen Staat, mit Staatsgrenzen nach Deutschland und Frankreich und auch zur Schweiz hin. (Wenn man in der Schweiz »Staat« sagt, meint man »Kanton«; will man die Schweiz bezeichnen, sagt man »Land«). Im Stadtstaat Basel stellt der Dialekt den Standard oder Normalfall dar. Das Hochdeutsche (eigentlich »Schweizerhochdeutsche«) könnte man als Nebenstandard bezeichnen. Die soziale Symbolisierung findet nicht nur zwischen Hochdeutsch und Baseldeutsch, sondern auch innerhalb des Dialekts statt.

Was bei unserem Projekt neben vielem anderen herauskam und uns fast überrascht hat, war nicht, dass auch der Dialekt wie die Standardsprache verschiedene Gesichter hat, dass er die Umgangssprache prägt und selbst im Hochdeutschen noch einen Akzent oder Tonfall hinterlässt. Das Überraschende war für uns, dass es sprechende Individuen sind, einzelne Städter und Städterinnen, die dieses Sprachinstrument mit seinen Registern beherrschen und in seiner ganzen Breite einsetzen. Urbanes Sprechen ist nicht nur dadurch gekennzeichnet, dass in der Stadt viele verschiedene Leute wohnen, die einen so und die anderen anders sprechen. Es sind häufig dieselben Personen, die einmal so und einmal anders reden – nicht nur auf dreierlei Art, wie man das im Schwäbischen und anderswo längst schon festgestellt hatte, wo Kinder zu Hause anders reden als auf der Straße mit dem Lehrer und Pfarrer und noch einmal anders mit einem Fremden.<sup>20</sup> Unsere städtischen Sprachvirtuosen spielten mit mehr als drei Registern. Und sie wussten das auch selbst. Interessantes kommt zutage, wenn man die Vorstellung über das eigene Sprechen mit dem wirklichen Sprachverhalten vergleichen kann. Wir haben in Basel einige Testpersonen gebeten, ihren täglichen Sprachgebrauch selber zu beschreiben und ein Zeit lang darüber genau Protokoll zu führen. Danach wurden diese Personen einen ganzen Tag lang über ein angestecktes Funkmikrofon aufgenommen.

Die Auswertung der Ganztagsaufnahmen war aufwendig, aber spannend. So meinte eine Sachbearbeiterin in einem Großbetrieb, sie spreche sicher die Hälfte des Tages englisch. In Wirklichkeit waren es aber nur gerade fünf Prozent ihrer Sprachproduktion. Dass der Wechsel oder das Hinübergleiten von einem Idiom zum anderen von Faktoren abhängig ist wie Thema, Situation, Gesprächspartner, war bekannt. Nicht erwartet hatten wir, dass die genannte Sachbearbeiterin etwas stur bei ihrem Dialekt blieb, selbst gegenüber ihrem hochdeutsch sprechenden Vorgesetzten.

Nur wenn das Gespräch im Büro des Chefs stattfand, also in seinem Revier, wechselte sie auch zum Hochdeutschen über. Dass das Baseldeutsche gegenüber Deutschen sehr stabil ist, wussten wir schon. Wann es aber schließlich kapituliert, war nicht so genau bekannt. Auch in der Schule brachten die Ganztagsaufnahmen Unerwartetes ans Licht. Aus Lehrersicht würde man meinen, Schüler oder Schülerinnen seien geschwätzig, vorlaut und unaufmerksam. Die Gesamtaufnahme einer Schülerin zeigte einen überraschenden Befund. Die Schülerin sprach im Laufe eines Schultages so gut wie nichts. Im Unterricht gar nichts und in der Pause hin und wieder ein Lachen oder eine kurze Bemerkung, dann eher spielerisch; denn Schüler imitieren gern.

Eine kleine Beobachtung noch – eher am Rande: Leute mit einer ausgeprägten Fasnachts-Aktivität haben eine engere Beziehung zum lokalen Idiom, auch das Jahr über. Ihre größere Ortsloyalität lässt weniger sprachliche Varianten zu, die sie aber umso intensiver pflegen.

Die Stadt besteht also aus einer Ansammlung von Individuen, welche alle über vielfältige sprachliche Register verfügen. Wenn man von den vielen Gesichtern unserer Sprache spricht, dann ist das jetzt keine Metapher mehr, es sind individuelle menschliche Gesichter, die diese Sprache verkörpern.

Daran schließen sich natürlich Fragen an: Hat man das bisher übersehen, weil man einen Bogen um die Städte gemacht hatte, oder ist das eine neuere Entwicklung? Es soll ja mehrere so genannte Dialektwellen gegeben haben, die zu einer Ausweitung der sprachlichen Möglichkeiten geführt haben. Dagegen meinen andere, dass da gar keine Welle nötig gewesen sei, dass vielmehr die Medien ihren Anteil hätten an der verbreiteten Vielfalt der Sprache, und dies nicht nur in den Städten. Medien tra-

gen die anonyme Urbanität bis in die ländlichen Stuben hinein und umgekehrt die ländliche Enge und Nähe zurück in die Anonymität der Städte. Die zahlreichen Talkshows am helllichten Tag in den privaten Fernsehprogrammen lassen die einfachen Leute aus dem Volke vermehrt zu Wort kommen. Auch die Interviews mit den erfolgreichen und auch weniger erfolgreichen Skispringern und Langläufern haben neben dem Bayerischen auch dem Schwarzwälder Alemannisch und dem Thüringischen zu neuem Prestige verholfen. Das Gesicht oder Image einer Sprache wird also durchaus von den Gesichtern ihrer Sprecher und Sprecherinnen geprägt.

In der Schweiz gilt für die lokalen Privatradios und auch die lokalen Fernsehstationen der Ortsdialekt als Markenzeichen. Die Lokalnachrichten in Dialekt setzen ein Gegengewicht zu den Weltnachrichten der großen Medien. Dem Fern-Sehen und der Globalisierung steht das Nah-Sehen und die Lokalisierung – auch sprachlich – gegenüber, das eine in Standard, das andere in Dialekt.

Der neue Gegenstand der Sprachforschung ist der sprechende Mensch als hybrides Wesen. Hybrid-Autos sind solche, die sowohl mit Ökodiesel als auch mit Solarstrom fahren – oder mit Benzin und Erdgas, also mit einem Sowohl-als-auch-Antrieb ausgestattet. In der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ) stand kürzlich zu lesen: *»Jüngst hat die Marktforschung noch den ›hybriden Konsumenten‹ entdeckt: das schwer zu fassende Mischwesen, das sich fürs Alltägliche im billigsten Supermarkt eindeckt und sich zwischendurch immer einmal wieder teuerste Delikatessen leistet: ein Epikureer!«*<sup>21</sup> So gibt es auch den hybriden Sowohl-als-auch-Sprecher. Dieser sprachliche Epikureer spricht Hochdeutsch und Dialekt, Umgangssprache und Englisch, formell und informell. Er ist Städter und wohnt am Stadtrand oder auf dem Land, fährt als Öko-Freak Velo und nur im Urlaub mit einem Mietwagen, spricht beruflich hochdeutsch und bei den Ver-

wandten auf dem Lande Dialekt.<sup>22</sup> Man kann das Bild der Hybridisierung auch auf das Kommunikations-Vehikel »Sprache« selbst übertragen. Aus dem einfältigen Standard ist ein vielfältiges Sowohl-als-auch geworden: ein Varietätenbündel, um nicht zu sagen ein Ausbund an Varietäten.

Die Orthografiereform hat dieser Hybridisierung Vorschub geleistet, zum Leidwesen vieler Lehrer und Sekretärinnen, vor allem, aber nicht nur in der Schweiz. Es soll nun sowohl die eine wie auch die andere Schreibung als richtig gelten. Auf diese Weise könnte man noch viel mehr solcher Sowohl-als-auchs kodifizieren. Das jüngst erschienene »Variantenwörterbuch des Deutschen« ist ein solcher Versuch.<sup>23</sup> Viele Standardwörter und -ausdrücke haben regionale Konkurrenten, und nicht nur der Dativ ist »dem Genitiv sein Feind«, auch andere Formen sind nicht mehr unbestritten. Orientierungslosigkeit und allgemeine Unsicherheit breiten sich aus und die Sehnsucht nach der rechten Lehre treibt Tausende in eine Sportarena zur gemeinsamen Grammatikstunde.

Hybridisierung kennzeichnet sprachhistorisch jeweils das Ende einer Epoche, eine Zeit der Auflösung. Wir hätten also gerade die Phase des »Hoch-Neuhochdeutschen« hinter uns und befänden uns in der Auflösungs-Phase des »Spät-Neuhochdeutschen«. Wir wissen aber, dass auch das »Spätmittelhochdeutsche« identisch war mit dem »Frühneuhochdeutschen«. Vielleicht stehen wir auch wieder am Anfang einer »Frühphase« – des »Medien-Deutschen« vielleicht? Ein Blick in die Chat-Seiten des Internets zeigt jedoch, dass sich nicht gerade eine neue Klassik ankündigt. Sieht man jedoch die heute Acht- und Neunjährigen am Computer E-Mails und auf dem Handy SMS schreiben, so könnte man schon meinen, dass die Chancen für neue Einsteins eigentlich gar nicht so schlecht stehen. Und wenn die Sprachforschung schon einmal über das Genie Einstein zu einem neuen »Weltbild« geführt hat, so könnte es das nächste Mal viel

leicht ein neues »Menschenbild« sein. In der Auflösung scheinen auch neue Chancen und Möglichkeiten zu liegen.

Eine davon sei zum Schluss als Frage formuliert: Könnte es sein, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der Hybridisierung des Deutschen und dem auffallend guten Abschneiden der südlichen Bundesländer bei den PISA-Tests? Die Frage ist gar nicht rhetorisch gemeint, die Schweiz hat nämlich trotz ihrer ausgeprägten Dialektalität bei PISA nicht besonders gut abgeschnitten.

Es gäbe also noch einiges zu tun bei der Erforschung des »Früh-Mediendeutschen«. Neben der Vielgesichtigkeit der Sprache müsste in dem neu zu erstellenden Corpus auch die Vielsprachigkeit der sprechenden Individuen enthalten sein.

- 1 Im Evangelienbuch von Otfrid von Weissenburg (um 850 n.Chr.) lautet die Überschrift zum ersten (althochdeutschen) Gesang: Cur scriptor hunc librum **theodisce** dictaverit (= warum der Autor dieses Buch auf **Deutsch** diktiert hat). Im Text ist dann von *frenkiskon zungun* (= fränkischer Sprache) die Rede. (*Otfrids Evangelienbuch*. Hrsg. von Karl Erdmann u. a. [Altdeutsche Textbibliothek], 6. Aufl. Tübingen 1973, Kap. I) – Walthers von der Vogelweide: *uz tiutschen liuten* (L 34,13, Maurer Nr. 10: Unmutston Str. 11); oder: *von tiutschen landen* (L 13,5, Maurer Nr. 15: Aufforderung zum Kreuzzug Str. 1). Friedrich Maurer, *Die Lieder Walthers von der Vogelweide. 1. Die religiösen und die politischen Lieder* [Altdeutsche Textbibliothek], 2. Aufl. Tübingen 1964.
- 2 Hugo von Trimberg, *Der Renner*. Hrsg. von G. Ehrismann, Tübingen 1908, Vss. 22 259 ff.
- 3 Heinrich Löffler, *Dialektologie*. Tübingen 2003, S. 34.
- 4 »Welch eine grausame Behandlung unserer Sprache« (Johann G. R. Andrae, Briefe aus der Schweiz nach Hannover geschrieben. In: Walter Haas (Hrsg.), *Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts*. Berlin, New York 1994, S. 568.

- 5 Friedrich Gottlieb Klopstock, *Ausgewählte Werke*. Hrsg. v. Karl Schleiden, München 1962, S. 1087; vgl. auch Heinrich Löffler, *Des Schweizers Deutsch – das Deutsch der Schweizer*. In: Ders. (Hrsg.), *Das Deutsch der Schweizer. Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz*. Aarau 1986, S. 20.
- 6 Joh. Wolfgang v. Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, 6. Buch, Hamburger Ausgabe 1955, Bd. 9, S. 251.
- 7 Goethe fährt an derselben Stelle fort: »Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre lang unter diesem pedantischen Regime gelitten, und nur durch ihren Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt.« (Ebd. s. Anm. 6).
- 8 Wo man »manches zu hören bekam, was sich auf dem Papier nicht sonderlich angenommen.« Christoph Martin Wieland, *Über die Frage, was ist hochdeutsch?* In: Der teutsche Merkur 1782; vgl. H. Löffler, *Gesprochenes und geschriebenes Deutsch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache*. Hrsg. v. Werner Besch u.a., 2. Aufl. Bd. 2 (2000), 1980, S. 1973.
- 9 Heinrich Löffler, *Bausteine zu einer Geschichte der gesprochenen Sprache*. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 103 (2002), S. 270; nach Irmgard Weithase, *Zur Geschichte der Gesprochenen Deutschen Sprache*. 2 Bde. Tübingen 1961, 1, S. 355; 2, S. 11.
- 10 Otto Ludwig, *Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland*. Berlin 1988, S. 239; Jürgen Baumann, Otto Ludwig (Hrsg.), *Schreiben – Schreiben in der Schule*. In: *Germanistische Linguistik* 104/105/90, Hildesheim 1991.
- 11 Kleiner Deutscher Sprachatlas (KDSA). Bearbeitet von Werner H. Veith u.a. 2 Bde. in 4 Tln. Tübingen 1984–1999.
- 12 Das »Gesetz« betrifft den Zusammenhang von fortisierter Aussprache eines Lautes und der damit verbundenen Bedeutungsveränderung. Vgl. Metzler Lexikon Sprache. Hrsg. v. Helmut Glück. 3. Aufl. Stuttgart 2005.
- 13 Henrik Eberle, *Einstein und die Schweiz. Ein besonderer Mensch und ein besonderes Land*. In: *Einstein – interdisziplinär*. Themenheft von Scientia Halensis. Wissenschafts-

- journal der Martin Luther Universität Halle-Wittenberg 3/2005, S. 25–26; nach: Alexis Schwarzenbach, *Das verschmähte Genie. Einstein und die Schweiz*. München 2005.
- 14 Zusammenfassend: Heinrich Löffler, *Germanistische Soziolinguistik*. 3. Aufl. Berlin 2005, S. 128–148.
- 15 Heinrich Löffler, *Sprachliche Fehlleistungen von Schülern als geographisches Schicksal? Zur Idee einer gesamtdeutschen Fehlergeographie*. In: Annelies Häcki Buhofer (Hrsg.), *Spracherwerb und Lebensalter. Beiträge eines Kolloquiums aus Anlass des 60. Geb. von Harald Burger*. Tübingen 2003, S. 147–160.
- 16 Werner Kallmeyer (Hrsg.), *Kommunikation in der Stadt*. 4 Bde. Berlin, New York 1994–95.
- 17 In der klassisch-lateinischen Rhetorik lautete eine alte Formel: *Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?* [= Wer, was, womit, warum, wie, wann?] als Hexameter zu lesen.
- 18 Helmut Schönfeld, *Sprache und Sprachvariation in der Stadt. Zu sprachlichen Entwicklungen und zur Sprachvariation in Berlin und anderen Städten im Nordteil der DDR*. Berlin/DDR 1989. Helmut Schönfeld, Peter Schlobinski, *After the Wall: Social Change and Linguistic Variation in Berlin*. In: *The German Language in the Real World*. Ed. by Patrick Stevenson. Oxford 1995, S. 117–134.
- 19 Eine Gesamtdarstellung: Lorenz Hofer, *Zur Dynamik urbanen Sprechens. Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum* [Basel]. Tübingen, Basel 2002.
- 20 Arno Ruoff, *Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache*. Tübingen 1973, S. 197 ff.
- 21 Klaus Bartels in: *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) vom 13.1.06, S. 44.
- 22 Heinrich Löffler, *Stadtsprachen und Stadtmedien: Spiegelungen postmoderner Identität*. In: *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier u. a. Frankfurt, Berlin, Bern 1993, S. 699–712.
- 23 Ulrich Ammon u. a., *Variante Wörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland*. Berlin, New York 2004.

## **DUDENBEITRÄGE**

zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung

von Matthias Wermke

Heft 58

## **BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN BIBLIOTHEK**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG,  
Mannheim 2006

GESTALTUNG: Margit Galli, Stuttgart

HERSTELLUNG: Monika Schoch

DRUCK & BINDEARBEIT: Progressdruck GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN-10: 3-411-70495-0

ISBN-13: 978-3-411-70495-8